

Wir empfehlen Ihnen, auf einem Blatt jeweils zwei Seiten dieses Artikels nebeneinander auszudrucken.

We recommend that you print two pages of this article side by side on one sheet.

Kampf – Kunst – Körper. Zum Verhältnis von Körper- und Gewaltgeschichte in »fernöstlichen« Kampftechniken in (West-)Deutschland (1920er bis 1980er Jahre)

Marcel Streng

English abstract: This contribution explores the field of »Asian martial arts« in Germany between the 1920s and the 1980s in the Federal Republic. From the onset, I argue, the evolution of »Asian martial arts« in Germany was deeply affected by diverging definitions of their very nature. The discourse on whether they should be seen as elaborate gymnastic practices for health improvement, or rather be defined as training methods for mere violence or self-defence in everyday life materialised into a double organisational structure of sporting associations on the one hand and private martial arts enterprises on the other. Beyond this controversial context, »Asian martial arts« – and especially those which in the German context were related to or constructed as traditionally Japanese – developed as sophisticated techniques of body formation, self-defence training or general self-empowerment. They related to specific strategies and purposes, revealed highly ambivalent and thus produced historically diverging bodies.

»Die Handkante ist meine beste Waffe«.¹ Das schrieb der Kölner Polizeihauptmeister Alfred Hasemeier zur Widmung in ein Exemplar seiner 1954 erschienenen Broschüre »Die moderne Selbstverteidigung«. Sie richtete sich an »Polizeibeamte, Bundesgrenzschutz, Zoll-, Bahn-, und Postbeamte« und enthielt mit Fotografien versehene Übungsanleitungen für Selbstverteidigungstechniken, die in den 1920er Jahren in Deutschland unter der Bezeichnung Jiu Jitsu größere Bekanntheit erlangt hatten. Beamte mit häufigem Bürgerkontakt sollten mithilfe dieser Übungen unter anderem lernen können, wie man aus der eigenen Handkante eine »unsichtbare und zumeist unterschätzte Waffe«² machte.

Freilich lernten das nicht nur Beamte. Vielmehr entstand zwischen den 1920er und 1980er Jahren ein immer breiteres Feld an Körpertechniken, Lehrformen und Ausbildungsstätten, die sich an alle möglichen gesellschaftlichen Akteure richteten. Keineswegs ging es dabei immer um die Transformation der Handkante in eine Waffe oder des gesamten

1 Alfred Hasemeier, Die moderne Selbstverteidigung, Köln 1954, S. III. Ich danke den beiden anonymen GutachterInnen sowie Gudrun Löhner (JFK-Institut, FU Berlin) und Joachim Haerberlen (MPI für Bildungsforschung, Berlin) für kritische Anmerkungen und weiterführende Hinweise.

2 Ebd., S. 15.

Körpers in ein Verteidigungs- und Angriffsinstrument. Die noch weitgehend unerforschte Geschichte der »asiatischen Kampfkünste« in Deutschland weist eine ganze Reihe von (nicht nur körpergeschichtlichen) Aspekten und Bezügen auf, die genauer zu untersuchen sich lohnt.³ Wenn im Folgenden dennoch hauptsächlich körper- und gewaltgeschichtliche Aspekte thematisiert werden, dann vor allem deshalb, weil die sogenannten »asiatischen« Kampftechniken in diesem Punkt eine eigenartige Ambivalenz auszeichnet, die für Überlegungen zum bislang zwar oft angeregten⁴, aber noch eher unausgeschöpften Beitrag der Körpergeschichte zur historischen Gewaltforschung fruchtbar gemacht werden kann. Denn auf der einen Seite wurden diese Kampftechniken im (west)deutschen Kontext von Beginn an von der Frage begleitet, ob es sich dabei um »Sport« oder um »Gewalt« handele. Es erweist sich heuristisch als unfruchtbar und bei näherem Hinsehen auch als viel zu einfach, die »asiatischen Kampfkünste« einer Seite dieser Unterscheidung zuzuschlagen. Umgekehrt skizziere ich im ersten Abschnitt, welche produktiven Effekte diese semantische Kontroverse⁵ und die mit ihr einhergehenden Strategien der Akteure insbesondere für die Entstehung und organisatorische Ausdifferenzierung des Feldes hatten. Abseits – aber freilich nie ganz unabhängig – von dieser semantisch-diskursiven Kontroverse handelte (und handelt) es sich auf der anderen Seite um Körpertechniken mit je eigenen Dispositiven, Zwecksetzungen und Wissensformen. Auf welche Weise Körper in diesem Rahmen adressiert, umgewandelt und mit *agency* ausgestattet wurden (und werden) ist Gegenstand des zweiten Abschnitts. Übungsbücher und Zeitschrif-

3 Für einen historischen Überblick zu verschiedenen Aspekten (Film, Sport, Kultur, Migration) s. Thomas A. Green/Joseph R. Svinth (Hg.), *Martial Arts in the Modern World*, Westport 2003; für sportgeschichtliche Ansätze und Kontexte s. Olaf Stieglitz/Jürgen Martschukat/Kirsten Heinsohn, Sportreportage: Sportgeschichte als Kultur- und Sozialgeschichte, in: *H-Soz-u-Kult* 28.05.2009, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2009-05-001> (letzter Zugriff: 3.12.2012).

4 Vgl. etwa Maren Lorenz, Physische Gewalt – ewig gleich? Die Problematik absoluter Theorien im Spiegel historischer Kontexte und veränderter Körperwahrnehmung, in: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 8 (2004), H. 2, S. 9-14; Dirk Schumann, Gewalt als Grenzüberschreitung: Überlegungen zur Sozialgeschichte der Gewalt im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 37 (1997), S. 366-386; Jörg Baberowski, Gewalt verstehen, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 5 (2008), H. 1, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Baberowski-1-2008>, Abs. 6 und 7 (letzter Zugriff: 10.12.2012).

5 Willem de Haan, Violence as an Essentially Contested Concept, in: Sophie Body-Gendrot/Pieter Spierenburg (Hg.), *Violence in Europe. Historical and Contemporary Perspectives*, New York 2008, S. 27-40; Heinz-Gerhard Haupt, Gewalt und Politik im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 2012, Kap. I.

tenartikel bilden die Grundlage der Argumentation, die sich aus rein forschungspragmatischen Gründen auf die Weimarer Republik und Westdeutschland bezieht.⁶

1. Sport vs. Selbstverteidigung: Semantische Strategien und organisatorische Differenzierung im Feld der »fernöstlichen Kampfkunst«

Die Entstehung und Ausdifferenzierung des Felds der »fernöstlichen Kampfkunst« in (West)Deutschland sowie die korrespondierenden semantischen Strategien der Akteure waren zwischen den 1920er und 1980er Jahren durch einen Prozess der Versportlichung geprägt, der gleichzeitig ein Feld kommerzieller Selbstverteidigungsschulen ausgrenzte und mitkonstituierte. Im Hinblick auf die historische Entwicklung des Felds können bisher drei Phasen unterschieden werden: eine Phase der Etablierung in den 1920er und 1930er Jahren, eine Phase der Konsolidierung vor allem in den 1960er Jahren und schließlich eine Phase der sprunghaften Ausdifferenzierung seit Mitte der 1970er Jahre.⁷

Auf die Gründung der ersten kommerziellen Jiu-Jitsu-Schule in Berlin 1905 folgte in den 1920er und 1930er Jahren eine erste Phase der Konsolidierung und Ausdifferenzierung. Zu Beginn der 1920er Jahren wurden in Berlin, Dresden und Frankfurt die ersten Sportvereine gegründet, Mitte der 1920er Jahre existierte vorübergehend sogar ein *Reichsverband der Jiu Jitsu-Kämpfer* mit eigener Zeitschrift. Im Jahr 1930 gab es bereits rund 60 Jiu-Jitsu-Abteilungen in den großen Sportverbänden und

6 Teilnehmende Beobachtung hat zu faszinierenden Ethnographien geführt, bleibt HistorikerInnen aber weitgehend verwehrt. Vgl. Einat Bar-On Cohen, *Survival, an Israeli Ju Jutsu school of martial arts Violence, body, practice and the national*, in: *Ethnography* 10 (2009), H. 2, S. 153–183; Loïc Wacquant, *Whores, Slaves and Stallions: Language of Exploitation and Accommodation among Boxers*, in: *Body & Society* 7 (2001), H. 2/3, S. 181–94.

7 Die historiographische Literatur genügt bis auf wenige Ausnahmen kaum wissenschaftlichen Ansprüchen. Vgl. aber zur Entwicklung des Judo in Deutschland Gertrud Pfister, *The Fascination of the Exotic? On the development of Jujitsu and Judo in Germany*, in: dies./Liu Yueye (Hg.), *Sports – the East and the West. Documentary Volume of the 3rd International ISHPES Seminar Sports*, Sankt Augustin 1999, S. 19–24; für Frankreich s. Michel Brousse, *Du Samourai à l’Athlète: L’Essor du Judo en France*, in: *Sport et histoire* 3 (1989), S. 17. Besonders gut und vergleichsweise früh erforscht ist die Sozialgeschichte des Judo in Großbritannien – s. B. C. Goodger/J. M. Goodger, *Organisational and Cultural Change in Post-War British Judo*, in: *International Review for the Sociology of Sport* 15 (1980), S. 21–48; B. C. Goodger/J. M. Goodger, *Jûdô in the Light of Theory and Sociological Research*, in: *International Review of Sport Sociology* 12 (1977), H. 5, S. 5–34.

in den 1930er Jahren fand in Frankfurt am Main alle zwei Jahre eine Judo-Sommerschule statt. Internationale Kontakte ermöglichten Vergleichswettkämpfe zwischen den ersten deutschen, französischen, englischen und schweizerischen Vereinsmannschaften.

Die organisatorische Differenzierung war nicht zuletzt das Ergebnis einer nachhaltigen Abgrenzungsarbeit der beteiligten Akteure. Die Grenzen zwischen Sport und Selbstverteidigung, zwischen »Kano-Jiudo« und »Jiu Jitsu« waren umstritten. In diesem Prozess stellte die Semantik des Sports für die Akteure innerhalb des noch vergleichsweise kleinen, noch weitgehend unerforschten Felds der »Jiu-Jitsu-Männer« eine strategische Ressource dar.⁸ Mit ihrer Hilfe ließen sich zum einen diese noch relativ unbekannteren Bewegungslehren in die Reihe der in der Weimarer Republik bekannten »Leibesübungen« einordnen und zugleich von den kommerziellen Schulen abgrenzen, die sich auf Jiu Jitsu als »waffenlose Selbstverteidigung« für den Alltag sowie für verschiedene Beamtengruppen und das Militär zu spezialisieren begannen. In einem Beitrag über Jiu Jitsu von Fritz Strube zu dem von Edmund Neuendorff 1927 herausgegebenen Handbuch *Die Deutschen Leibesübungen* trat der argumentative Gebrauch der Unterscheidung von Sport und Gewalt deutlich hervor:

»Im allgemeinen ist das Wesen des Jiu-Jitsu noch zu wenig erkannt, ja man brachte ihm noch vor nicht allzu langer Zeit starke Abneigung entgegen, wahrscheinlich, weil die ersten Erfolge bei der Einführung falsch ausgenützt wurden. Außerdem galt Jiu-Jitsu als überaus gefährlich und körpverletzend [...] In letzter Zeit ist neben allen anderen Arten der Leibesübungen auch der Jiu-Jitsu-Sport stark in den Vordergrund getreten und nimmt heute eine beachtliche Stellung im deutschen Sportleben ein.«⁹

Zwischen Mitte der 1920er Jahre und Ende der 1930er Jahre erschien eine ganze Reihe von häufig kleinformatigen Übungsbüchern und bebilderten Anleitungen zum Selbstunterricht, die noch zu Beginn der 1940er Jahre neu aufgelegt (und in überarbeiteter Fassung teilweise auch in der frühen Bundesrepublik vertrieben) wurden. Die meisten Autoren stellten wie Strube den gesundheitsförderlichen Nutzen von Jiu Jitsu als »Leibesübung«¹⁰, »sachgemäße Körperkultur«¹¹ und als Mittel

8 Vgl. hierzu die Beiträge in Felix Axster/Jens Jäger/Kai Marcel Sicks/Markus Stauff (Hg.), *Mediensport. Strategien der Grenzziehung*, München 2009, besonders Felix Axster, *Die Welt sammeln. Strategisches Potenzial der Sportsemantik um 1900*, ebd., S. 107-126.

9 Fritz Strube, *Jiu Jitsu*, in: Edmund Neuendorff (Hg.), *Die deutschen Leibesübungen*, Berlin/Leipzig 1927, S. 630-636, hier S. 630.

10 Ebd., S. 630.

11 Erich Stephan, *Körperkultur und Selbstverteidigung*, Berlin/Oldenburger 1922, S. 4.

zur »körperlichen und geistigen Ertüchtigung«¹² in den Vordergrund. Im Kontext der Weltkriegsniederlage und der »Körperkrise«¹³ der Weimarer Republik erhielt Jiu Jitsu sowohl als eine Form der »Leibesübung« unter anderen wie als spezifisch auf Selbstverteidigung ausgerichtete Praxis in einigen Anleitungen sogar eine genuin politische Konnotation: »Die Armee, die Schule der Wehrhaftigkeit, ist uns durch den Vernichtungswillen unserer Feinde genommen«, schrieb der Polizei-Leutnant Stephan 1923. »Strebe darum jeder danach, allein seinen Körper zu stählen und durchzubilden, um wehrhaft zu werden«.¹⁴ In diesem Sinn notierte auch der Wiener Revier-Inspektor Diwischek: »Der große Krieg und die darauffolgende sogenannte Entwaffnung und nicht zuletzt auch einige Bestimmungen des Friedensvertrages haben es mit sich gebracht, daß in letzter Zeit für waffenlose Selbstverteidigung besonderes Interesse gezeigt wird«.¹⁵

Die von den Insidern des Feldes hervorgehobene, gesundheitsfördernde Wirkung des Jiu Jitsu verstand sich nicht von selbst. Zwar räumten sie eine gewisse Gefährdung des Körpers und der Gesundheit durch Jiu Jitsu ein, ließen dies jedoch nur für eine bestimmte Form der Ausübung gelten. Die Unterscheidung zwischen Jiu Jitsu als »Kampfsport«¹⁶ und Jiu Jitsu als »Waffe«¹⁷ für den »Ernstfall«¹⁸ spielte an dieser Stelle eine zentrale Rolle. Es sei »auf alle Fälle zu unterscheiden zwischen Jiu Jitsu als Waffe und in seiner schulmäßigen Ausübung zur Ertüchtigung von Körper und Geist«,¹⁹ schrieb der Regierungs-Medizinalrat Heinemann-Gründer in einer medizinischen Expertise, die Erich Rahn, der Gründer der erwähnten ersten Berliner Jiu-Jitsu-Schule, vorsichtshalber in seiner Broschüre abdrucken ließ. Es war Heinemann-Gründer zufolge

12 Ludwig Bach, *Verteidige Dich selbst. Gymnastik, Boxen, Jiu Jitsu*, Köln 1928, S. 3.

13 S. Michael Mackenzie, *Maschinenmenschen, Athleten und die Krise des Körpers in der Weimarer Republik*, in: Moritz Föllmer/Rüdiger Graf (Hg.), *Die »Krise« der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters*, Frankfurt/M. 2005, S. 319-346; vgl. auch Erik Norman Jensen, *Body by Weimar: Athletes, Gender, and German Modernity*, Oxford/New York 2010, S. 83, 180.

14 Stephan, *Körperkultur*, S. 4.

15 Joseph Diwischek, *Jiu Jitsu und Judo*, Leipzig/Wien 1927, S. 5.

16 Stephan, *Körperkultur*, S. 7, 8; Heinz Mägerlein, *Jiu-Jitsu, der waffenlose Nahkampf*, Leipzig 1934, S. 4, 5, 9; Diwischek, *Jiu Jitsu*, S. 5, 14.

17 Bach, *Verteidige Dich selbst*, S. 16; Diwischek, *Jiu Jitsu*, S. 5.

18 Edmond Vary, *Jiu Jitsu. Die Kunst der japanischen Selbstverteidigung und Körperstählung*, Leipzig 1927, S. 25; Franz Dauhrer, *Der waffenlose Nahkampf. (Jiu Jitsu). Ein Lehrbuch zum Selbstunterricht*, Hamburg 1932, S. 6, 7, 52; Bach, *Verteidige Dich selbst*, S. 9, 10; Hans Knorn, *Das japanische Jiu-Jitsu in deutscher Übung. Ein Lehrbuch der Kunst der Selbstverteidigung*, 5. Aufl., Dresden 1938, S. 3, 9, 10; Wolfram Werner, *Die Waffe Jiu Jitsu und Judokampfsport*, Dresden 1939, S. 5, 12.

19 Erich Rahn, *Die unsichtbare Waffe*, Berlin 1926, S. 10.

möglich, Jiu Jitsu gefahrlos zur »Ertüchtigung« zu betreiben, sich dabei aber gleichzeitig auch in eine Waffe zu verwandeln. Eine weitergehende Differenzierung vertrat Diwischek: »Das Jiu-Jitsu ist kein Kampfsport im eigentlichen Sinne des Wortes«, notierte er, denn »zum Sportkampf, zum Messen der Körperkräfte und Fähigkeiten sind die Griffe zu gefährlich«. ²⁰ Stattdessen führte er das Judo ein, eine der gefährlichen Griffe entkleidete Form des Jiu Jitsu, das er wiederum mit dem Ringen verglich: »Den regelrechten Ringkampf mit diesem scheinbar so gefährlichen Griff nennt man nicht mehr Jiu-Jitsu, sondern Judo«. ²¹ Tatsächlich diente der Vergleich mit dem Ringen mehr noch als der Vergleich mit dem Boxen und dem Fechten zur semantischen Versportlichung des Jiu Jitsu. Strube definierte ebenfalls: »Jiu Jitsu ist eine Art freier Ringkampf« ²², und Vary vermerkte in diesem Sinn: »Mit dem Ringkampf hat ... das Jiu Jitsu wohl noch das meiste gemeinsam«. ²³

Halten wir bezüglich der Etablierung der »fernöstlichen Kampfkunst« in der Weimarer Republik also vorläufig fest, dass sie mithilfe einer doppelten Strategie erfolgte: auf der einen Seite wurde sie mit Boxen, Fechten und vor allem dem Ringen verglichen und unter der Bezeichnung Judo zunehmend sowohl versportlicht als auch eingedeutscht; gleichzeitig blieb dem tendenziell mit Körperverletzung, Gesundheitsgefährdung und Gewalt identifizierten Jiu Jitsu das Feld der kommerziellen Ausbildung in Selbstverteidigung überlassen. Über die Geschichte des Jiu Jitsu im Nationalsozialismus ist noch verhältnismäßig wenig bekannt. Das liegt zum Teil auch daran, dass sich die Akteure selber in den 1950er und 1960er Jahren weitgehend ausschwiegen. ²⁴ Die eigenständigen Jiu-Jitsu-Verbände gingen in den NS-Sportorganisationen auf und es ist durchaus wahrscheinlich, dass Jiu Jitsu unter der deutschen Bezeichnung »waffenloser Nahkampf« ²⁵ weiter eine Rolle in der vor- bzw. paramilitärischen Ausbildung spielte.

Fest steht, dass der Alliierte Kontrollrat nach dem Zweiten Weltkrieg Jiu Jitsu in den Westzonen zusammen mit Fechten und Schießen bis

20 Diwischek, Jiu Jitsu, S. 14.

21 Ebd., S. 8.

22 Strube, Jiu Jitsu, S. 630.

23 Vary, Jiu Jitsu, S. 20.

24 Das Verbandsmagazin Judo veröffentlichte in den 1960er Jahren regelmäßig kurze Interviews mit bekannten Judoka, die ihre Ausbildung teilweise in den 1930er Jahren begonnen hatten. Die Zeit des Nationalsozialismus wurde hier schlicht ausgeklammert, vgl. nur die beiden Interviews mit zwei der Gründerväter aus den 1920er Jahren: Das Interview [mit Alfred Rhode], in: Judo 1 (1961), H. 4, S. 2; Das Interview [mit Erich Rahn], in: Judo 2 (1962), H. 9, S. 2.

25 Mägerlein, Jiu-Jitsu, S. 4; Dauhrer, Der waffenlose Nahkampf, S. 4.

1949 mit einem Verbot belegte.²⁶ Erst Anfang der 1950er Jahre begann der Aufbau neuer Vereins- und Verbandsstrukturen ausgehend von Nordrhein-Westfalen und zwar unter der Bezeichnung Judo - als *Deutscher Judo-Bund* (DJB). Der DJB konsolidierte Judo als Sportart in der Bundesrepublik und trug wesentlich zur internationalen Vernetzung der deutschen Vereine und Judoka bei. Bis Ende der 1960er Jahre zentralisierte diese Organisation aber auch die Sportverwaltung der neu hinzukommenden Kampftechniken Karate, Aikido und Taekwondo, bis diese in den 1970er Jahren sukzessive eigene Dachverbände ausgründeten. Sportpolitisch getragen von einer wachsenden Zahl an Vereinen, neu gegründeten Landesverbänden und einem Dachverband etablierte sich Judo in den 1960er Jahren als Freizeitsport, wie an den schnell steigenden Zahlen der Aktiven abzulesen ist – von 30.000 Anfang der 1960er Jahre auf fast 100.000 am Ende des Jahrzehnts und auf knapp 200.000 in den 1980er Jahren. Karate zählte Ende der 1980er Jahre knapp 180.000 Aktive.²⁷

Mit der Wahl der Bezeichnung Judo war eine Entscheidung für die versportlichte Variante des Jiu Jitsu gefallen, die die Vereins- und Verbandsmitglieder auf die Ausbildung, Graduierung und die Teilnahme an Meisterschaftswettkämpfen ausrichtete. Inwiefern dabei das Nachkriegsverbot im Sinn der frühzeitigen Weichenstellung eine Rolle spielte, muss noch näher überprüft werden. Seit 1954 erschien jedenfalls in geringer Auflage eine erste kurzlebige Verbandszeitschrift *Judo und Selbstverteidigung*, die den vormals engen Zusammenhang zwischen Judosport und Jiu-Jitsu-Selbstverteidigung noch explizit artikulierte. Die Durchsicht der seit 1961 in *Judo* umbenannten (und noch heute noch unter dem Titel *Judo-Magazin* erscheinenden) Zeitschrift zeigt, dass Selbstverteidigung weiterhin eine zentrale Rolle spielte, aber nun auf einer völlig veränderten Grundlage problematisiert und konzipiert wurde – auf der Basis der »Budo-Philosophie«.²⁸

Das Editorial »Was ist Judo?«, erschienen in der Juni-Ausgabe 1961 der Zeitschrift, unterschied drei verschiedene Verhältnisse zum Judo: den »Laien (Judo als Selbstverteidigungskunst)«, den »Anfänger (Judo als Sport)« und den »Meister (Judo als Philosophie)«.²⁹ Die Erläuterun-

26 Pfister, *The Fascination of the Exotic*, S. 21f.

27 Colin Goldner, *Fernöstliche Kampfkunst. Zur Psychologie der Gewalt im Sport*, München 1988, S. 12. Wobei hier Dopplungen nicht ausgeschlossen sind.

28 Die Zeitschrift veröffentlichte etwa mit ihrem ersten Erscheinen im Januar 1961 Eugen Herrigels Klassiker über »Zen in der Kunst des Bogenschießens«, vgl. *Judo* 1 (1961), H. 1, S. 8-9; vgl. hierzu Yamada Shōji, *The Myth of Zen in the Art of Archery*, in: *Japanese Journal of Religious Studies* 28, Nr. 1-2, S. 1-30 und zum orientalistischen Kontext Yamada Shōji, *Shots in the dark: Japan, Zen, and the West*, Chicago 2009.

29 Was ist Judo? in: *Judo* 1 (1961), H. 6, S. 3.

gen zeigen, dass der Bezug auf die »Budo-Philosophie« es erlaubte, diese Verhältnisse entlang einer pädagogischen Strategie zu hierarchisieren. Für den Laien, führte der Autor aus, sei Judo »eine dem Ringen und Boxen verwandte Sportart, oft begleitet mit fremden und anmaßenden, ostasiatischen Zeremonien«. ³⁰ Für den Anfänger dagegen sei es »eine unterhaltsame und zweckgerichtete japanische Kampfsportart, so wie jeder andere Sport«. ³¹ Der Anfänger lerne »seine Kräfte stählen und seine körperliche und geistige Schnelligkeit und Reaktion verbessern. Ebenso erringt er auf Meisterschaften erfolgreich Titel und damit Anerkennung, die ihm ein Sicherheitsgefühl und ein Selbstvertrauen in hohem Maße vermittelt«. ³² Mit der dritten Stufe ging Judo in eine Existenzweise über. Für den Meister nämlich sei Judo »ein Weg (jap. ‚Do‘), welcher ihn mit einer gewollten Zwangsläufigkeit zu einem Ziele führt, bei dem die Harmonie des Körperlichen (Physischen), des Geistigen (Verständlichen) und des Seelischen (Moralischen) als oberstes Gesetz gilt«. ³³ Der Meister betrachte Judo zwar auch als Sport - aber auf eine ganz besondere Weise, nämlich auch außerhalb des Trainings, wenn »er selbstvergessen und ichlos alle Handlungen und Regungen mit einer unbewußten, natürlichen Gelassenheit vollendet und so eine ungeschriebene magische, aber lebendige Philosophie erreicht hat und lebt«. ³⁴ Wer sich also als Laie für Selbstverteidigung interessierte, sollte als Sportler in einem Verein bleiben und auf Wettkämpfe hin trainieren, um schließlich als Meister in esoterisches Wissen einzutauchen und Judo als Existenzweise zu begreifen. ³⁵

Diese sportpolitische Strategie, Judo als Transformationstechnik von latent im Alltag vorhandenen Gewaltpotenzialen zu bewerben, scheint in den 1960er Jahren nicht vollkommen aufgegangen zu sein. So sah sich der Deutsche Judobund im August 1969 zu einer offiziellen Stellungnahme bemüßigt. Unter der Überschrift »Judo, Karate, Aikido und Rowdies« verfasste der Polizeibeamte Karl Böhlein einen langen Artikel für die Zeitschrift, in dem er das Argument zu widerlegen versuchte,

»dass solchen Jugendlichen [Halbstarke, Rocker und Rowdies, M.S.] durch Teilnahme am Judo und Karate in Sportvereinen die Möglichkeit geboten wird, sich Fähigkeiten

30 Ebd.

31 Ebd.

32 Ebd.

33 Ebd.

34 Ebd.

35 Es greift deshalb wohl auch zu kurz, die Entwicklung des Judo mit den Prozessbegriffen Versportlichung und Säkularisierung zu beschreiben, vgl. Pfister, *The Fascination of the Exotic?*, S. 20-21.

besonderer Art anzueignen, die sie in vermehrtem Maße befähigen, ihren Unternehmungen zum Erfolg gegenüber wehrlosen Bürgern zu verhelfen«. ³⁶

Der Verfasser hielt diese Vorwürfe für »völlig abwegig«. Das Gegenteil sei der Fall: »Durch die Beschäftigung mit Judo, Karate und anderen Budosportarten werden Jugendliche gleichzeitig zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft erzogen«. ³⁷ Auch Rolf Brand, Sachbearbeiter für Budosportarten im DJB, war dieser Ansicht. In seiner Argumentation, die Böhleins Artikel einführte, schien die entschlossene Pädagogisierung des Judo auf: »Die Beherrschung hochwirksamer Techniken führt letztlich zur Gewaltlosigkeit. Allen verantwortungsbewussten Eltern wird ... ein Weg aufgezeigt, wie man junge Menschen durch Überwindung des ICH zum besseren Verständnis für den Mitmenschen führen kann«. ³⁸

Auf der Grundlage der »Budo-Philosophie« konnte indes auch das Verhältnis des Judo-Sports zur Selbstverteidigung neu verhandelt werden. Wie ein ebenfalls 1961 in *Judo* erschienener Artikel »Selbstverteidigung. Was ist Budo?« ausführte, bezeichnete »'Bushido' (Bu = Soldat, Shi = Edelmann, Do = Weg) die Ritterlichkeit schlechthin«. Alle japanischen Kampftechniken seien »untrennbar verbunden mit dem Begriff«, der den »ungeschriebenen Ehrenkodex der damaligen Ritterkaste, der Samurai, versinnbildlicht«. ³⁹ Dass sich der *Deutsche Judo-Bund* fortan auf dieser Grundlage der Selbstverteidigung zuwandte, hatte jedoch noch einen zweiten, nicht minder gewichtigen Grund: der Wettbewerb mit den kommerziellen Ausbildungsstätten um Mitglieder und damit auch um Einnahmen. Gerade private Schulen wie die 1963 in Wilhelmshaven gegründete *Budo-Akademie-Europa* ⁴⁰ übernahmen in den 1960er Jahren die Ausbildung in Selbstverteidigung, die die Judo-Vereine größtenteils nicht boten. Wolfgang Heim, ein Verbandsfunktionär aus Hessen, beschrieb diese Situation und die sportpolitischen Konsequenzen in einem Leserbrief an die Zeitschrift 1961 folgendermaßen:

»Im Kampf gegen die gewerblichen Judo-Schulen der uns wohlbekannten ›Geschäftsleute‹ soll künftig die Selbstverteidigung zu einer größeren Breitenarbeit, insbesondere zur verstärkten Werbung und Heranführung von Interessenten für und an unsere Judovereine beitragen. Dabei wurde klar erkannt, dass in dieser Hinsicht in den letzten Jahren sowohl vom Deutschen Judo-Bund als auch von den Landesverbänden

36 Karl Böhlein, Judo, Karate, Aikido und Rowdies, in: *Judo* 9 (1969), H. 8, S. 8-9, 13, hier S. 8.

37 Ebd., S. 13.

38 Rolf Brand, Sachbearbeiter für Budo-Sportarten im DJB, in: *Judo* 9 (1969), H. 8, hier S. 8.

39 Selbstverteidigung. Was ist Budo? In: *Judo* 1 (1961), H. 2, S. 12-14, hier S. 12.

40 Budo-Akademie Europa, in: *Karate-Revue* 4 (1979), H. 5, S. 28-31.

etwas versäumt wurde. Der Kampfsport wurde allzu ausschließlich in den Vordergrund gestellt und die Selbstverteidigung als Stiefkind behandelt. So entstand ein fruchtbarer Boden für die gewerblichen Judoschulen, die sich vorwiegend der Selbstverteidigung widmen und dem nachweislich vorhandenen Bedarf ein entsprechendes Angebot entgegensetzen. Wie man heute sieht, mit gutem Erfolg. Es gilt also für unsere Vereine, wieder mehr als bisher die Interessengruppe anzusprechen, die nur einen persönlichen Selbstschutz sucht und aus diesem Grunde Selbstverteidigung erlernen, statt aktiven Kampfsport zu betreiben wünscht.«⁴¹

Die Reaktion der Zeitschriftenredaktion zeigt, dass Anfang der 1960er Jahre mit der Einführung und Verbreitung vor allem von Karate und Aikido neue Möglichkeiten zur Abgrenzung des Judo als Sport von der Selbstverteidigung entstanden. Der zitierte Artikel über Selbstverteidigung und Budo aus dem Jahr 1961 nannte folgende Definitionen: »Judo – Kampfsport; Ju-Jitsu – ältere Selbstverteidigung, Karaté-Do – harte Nahkampftechnik; Aiki-Do – moderne und elegante Selbstverteidigung«.⁴² Entsprechend verwies die Redaktion Wolfgang Heim nun auf die verbandsinternen Ausbildungsmöglichkeiten in Aikido und Karate und empfahl insbesondere die *Deutsche-Karate-Akademie* von Jürgen Seydel.⁴³ Als dieser, einer der frühen Protagonisten des Karate in Westdeutschland, an den DJB herantrat und um organisatorische Unterstützung bat, schlug man ihm vor, »den Namen Karate fallenzulassen und diesen Kampfsport unter dem Namen ›Judo-Selbstverteidigung‹ zu betreiben«.⁴⁴ Die Ablehnung, auf die Wolfgang Heim mit einer Serie über Selbstverteidigung bei der Redaktion stieß, weil die Fotos mit den Bewegungssequenzen Übende in Straßenkleidung zeigten, um den Realismus des »Ernstfalls« hervorzuheben, belegt die entsprechenden Widerstände. »Zwischen Judo als Kampfsport und der Selbstverteidigung für den Ernstfall ist eben ein Unterschied«, stellte Heim fest: »Warum ihn nicht realistisch anzeigen?«⁴⁵

Die Diskussionen über das Angebot, das man der Konkurrenz der gewerblichen Schulen entgegensetzen konnte, wurden in den 1960er Jahren dennoch sehr viel stärker als Debatte über das Verhältnis zwischen Judo und Jiu Jitsu geführt, so etwa in einem Artikel im Jahr 1963, den der Judoka Herbert Velte für die Redaktion der *Judo* verfasste. Velte kam zu

41 Betr.: Wiedereinführung von Kyu-Graden für Selbstverteidigung. Offener Brief von W. Heim, 1. Dan, Hessischer Verbandspressewart, an das DDK, in: *Judo* 1 (1961), H. 2, S. 21.

42 Selbstverteidigung. Was ist Budo? In: *Judo* 1 (1961), H. 2, S. 12-14, hier S. 12.

43 Ebd.

44 Jürgen Seydel, Leserbrief, in: *Judo* 4 (1964), H. 7, S. 23.

45 Werner Heim, Nicht gewünschte Selbstverteidigungsserie, in: *Judo* 1 (1961), H. 12, S. 18.

einem für Jiu Jitsu ungünstigen Ergebnis und nannte Kriterien für die Ausarbeitung einer neuen Selbstverteidigungstechnik:

»Eine dankbare Aufgabe (dies wurde auch bereits vom DJB anerkannt) würde sich nun demjenigen bieten, der es fertigbringt, eine neue, europäische Selbstverteidigung zu entwickeln, welche noch über die westliche Methodik Rahns hinausgeht. Er müsste versuchen, sie in ein brauchbares System zu kleiden und dieses wiederum mit Karate und Aikido bereichern«. ⁴⁶

Dann, so Velte weiter,

»wäre auch die Popularität des Jujitsu, oder wie man es sonst nennen würde, für die Leute wieder gerettet, die diese Selbstverteidigung aus beruflichen Gründen vorziehen. Und dem Deutschen Judobund wäre nicht nur etatmäßig geholfen, sondern ihm würde auch eine weitere Anerkennung seitens militärischer und ähnlicher Institutionen zuteil«. ⁴⁷

Tatsächlich bildete sich im »Dan-Kollegium«, dem sportpolitischen Gremium, das über die Lehrinhalte der Judo-Ausbildung beriet und entschied, eine Kommission, die sich dieser Aufgabe annahm. Jiu Jitsu, seine Techniken und (Vorkriegs-)Geschichte gehörten 1965 zu den Themen, die bei der Abnahme der Prüfungen zur DJB-Trainerlizenz abgefragt wurden. ⁴⁸ Im Jahr 1968 schließlich präsentierten Wolfgang Heim und Franz-Josef Gresch das aus Judo, Aikido und Karate zusammengesetzte »Jujutsu«, das fortan als Selbstverteidigung eine eigenständige, vierte organisatorische Sparte im DJB bildete. ⁴⁹

Für die Neugründungs- und Konsolidierungsphase in der Bundesrepublik der 1960er Jahre kann man also vorläufig festhalten, dass die Sportpolitiker des *Deutschen Judo-Bunds* mit einem Dilemma konfrontiert gewesen zu sein scheinen: auf der einen Seite grenzten sie Judo als »Kampfsport wie jeder andere« kategorisch von der Selbstverteidigung »für den Ernstfall« ab und definierten Judo mithilfe der »Budo-Philosophie« als pädagogische Strategie, die bei Interessierten und Anfängern vorhandene Gewaltpotenziale absorbieren und in geregelten Wettkampfsport umwandeln konnte. Auf der anderen Seite wurde »realistische« Selbstverteidigung aber im Publikum konstant nachgefragt. Um diese Interessenten nicht den privaten Ausbildungsinstituten überlassen zu müssen, stellte man schließlich aus den inzwischen bekannten

46 Red., Wird das westliche Judo mit Jujitsu verglichen?, in: Judo 3 (1963), H. 6, S. 3-4.

47 Ebd.

48 Rebanus, Die Jiu-Jitsu-Prüfung. Themen zur Judo-Lehrer-Lizenz, in: Judo 5 (1965), H. 12, S. 8-9.

49 Die Selbstverteidigung als vierte Sparte im Deutschen Judo-Bund, in: Judo 8 (1968), H. 2, S. 26-27.

»japanischen Kampfkünsten« ein Selbstverteidigungsprogramm zusammen und gliederte es in eine eigene sportorganisatorische Sparte.

Das in einem langwierigen Prozess ausgearbeitete und kontrovers diskutierte Jujustu war jedoch spätestens ab Mitte der 1970er Jahre nur noch eine »Ernstfall«-Technik unter vielen – wenn auch mit starkem organisatorischem Hintergrund. Das Feld der ab diesem Zeitpunkt in Westdeutschland trainierten Kampftechniken – nun war allerdings weniger von »Techniken« und mehr von »Stilen« die Rede – ist noch weitgehend unüberschaubar.⁵⁰ Vor allem die privaten Schulen erlebten mit der »Eastern-Welle«, dem enormen Erfolg der Kung Fu-Filme von Bruce Lee und anderen Produktionen aus Hongkong und Hollywood einen Boom, von dem insbesondere die ab Mitte der 1970er Jahre zahlreicher werdenden Übersetzungen von Publikationen aus dem Amerikanischen und Hochglanzmagazine wie etwa die *Karate-Revue* zeugen. Auch dort wurde (vor allem in den Leserbriefspalten) unablässig über die beste und realistischste Selbstverteidigungstechnik diskutiert.⁵¹ Mit diesem Boom verschob sich, so lässt sich vorsichtig formulieren, mit Ausnahme des Karate die Aufmerksamkeit insgesamt eher weg vom »japanischen Weg«. China wurde entdeckt und die inzwischen geläufige Unterscheidung in »harte« (Karate) und »weiche« (Aikido) Kampfkunst durch eine weitere zwischen »inneren« (Tai Chi) und »äußeren Stilen« (Kung Fu) kompliziert.⁵² Die Esoterisierung des Kampfsports, die sich im Judo bereits Anfang der 1960er Jahre abzeichnete, war nun allgegenwärtig und machte die internationale Kampfkunstszene – und dies ist nur vordergründig paradox⁵³ – erst recht anschlussfähig an das breite Spektrum der im New Age kultivierten Selbst- und Körpertechniken.⁵⁴ In diesem

50 Im Jahr 1976 erschien erstmals das von Herbert Velte herausgegebene Budo-Lexikon, welches das umfangreiche Wissen ordnete, vgl. Herbert Velte, Budo-Lexikon. 1500 Fachausdrücke fernöstlicher Kampfsportarten, Wiesbaden 1976.

51 Vgl. etwa die in Paris veranstaltete Gesprächsrunde, die einige der französischen Budo-Spezialisten versammelte: Ist Karate ein wirksames Verteidigungsmittel? Gespräch mit Hiroo Mochizuki, André Nocquet, Jean-Paul Coché, Dominique Valéra, Luc Poras und Sacha Rhoul, in: *Karate-Revue* 4 (1979), H. 5, S. 60-62.

52 Vgl. dazu sehr sachkundig: Jan Peter F. Hintelmann, Fernöstliche Kampfkunst, Lebenskraftkonzepte und Selbsttransformationstechnologien. Theorie und Praxis asiatischer Sinnsysteme, Univ. Diss., Hamburg 2009, passim.

53 S. dazu Joseph R. Svinth, Martial Arts Meet the New Age: Combatives in the Early Twenty-First-Century American Military, in: Thomas A. Green/Joseph R. Svinth (Hg.), *Martial Arts in the Modern World*, Westport/Connecticut 2003, S. 263-270.

54 Vgl. Pascal Eitler, Körper – Kosmos – Kybernetik. Transformationen der Religion im „New Age“ (Westdeutschland 1970-1990), in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 4 (2007), H. 1+2, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Eitler-2-2007> (letzter Zugriff: 10.12.2012).

Sinn berichtete etwa Marilyn Ferguson, die amerikanische Vordenkerin des New Age im Jahr 1982:

»Einzelpersonen, die den Fragebogen zur Verschwörung im Zeichen des Wassermanns beantworteten, berichteten über folgende auslösenden Momente (...) Unzählige körperliche Disziplinen und Therapien: Hatha Yoga, Reich-Therapie, das System von Bates zur Verbesserung des Sehens, T'ai Chi Ch'uan, Aikido, Karate, Jogging, Tanzen, Rolfing, Bioenergetik, Feldenkrais- und Alexander-Techniken, angewandte Kinesiologie. (...)«⁵⁵

Der immer kontroverse, changierende Grenzverlauf zwischen »versportlichten« und »gewalthaften« Kampftechniken, so kann das Zwischenfazit hier lauten, hat die organisatorische Ausdifferenzierung des Feldes der »fernöstlichen Kampfkünste« während der Weimarer Zeit und in der Bundesrepublik nachhaltig mitgeprägt. Das Problem der Körperverletzung und der Gesundheitsgefahren war in dieser Kontroverse allerdings nicht immer sichtbar. Auch deshalb ist es nun an der Zeit, die körpergeschichtlichen Dimensionen dieser kontroversen Kampftechniken genauer zu untersuchen.

2. Körperformierung in der »fernöstlichen Kampfkunst« – zwischen Verteidigung des Selbst und Förderung der Gesundheit

Anders als die oben skizzierte Grenzziehung zwischen Selbstverteidigung und Kampfsport sowie die daran anschließende organisatorische Ausdifferenzierung des Feldes erwarten lässt, stellt sich die Produktion der Körper und ihre Ausstattung mit spezifischen Fähigkeiten auf der Ebene der Praktiken eher als Kontinuum unterschiedlicher Körper- und Selbstverhältnisse dar. Während am einen Pol die Wappnung und Bewaffnung des Körpers für den »Ernstfall«, mithin die Vorbereitung auf Gewalt zu finden ist, diente die Arbeit am und mit dem Körper am anderen Ende des Spektrums eher therapeutischen und/oder meditativen Zwecken. Zwischen diesen beiden Polen existierte und existiert eine Fülle anderer, teils technisch fixierter, teils eher undefinierter Körperverhältnisse, in deren Fluchtpunkt jedoch meist die Sicherheit der Übenden stand. Wie also im Einzelnen die Zwecke der Kampftechniken gesetzt wurden, ob es sich um Selbstverteidigung, Persönlichkeitsbildung oder

55 Marilyn Ferguson, Die sanfte Verschwörung, Basel 1982, S. 95-96, 97. Vgl. aus einer Fülle an Hinweisen außerdem: Die Geheimnisse des Zen, in: Karate-Revue 4 (1979), H. 6, S. 67-70; André Nocquet, Der Weg des Aikido: Leben und Vermächtnis des Aikido-Gründers O-Sensei Morihei Uyeshiba, 4. Aufl., Weidenthal 1985.

Gesundheitsförderung handelte, scheint in einem Punkt völlig unerheblich: bei den in (West)Deutschland zwischen den 1920er Jahren und 1980er Jahren trainierten Kampftechniken handelte es sich um »präventive Praktiken«, die ihre Adepten vor Verletzungsrisiken und Gesundheitsgefahren bewahren sollten.⁵⁶ Diese Verortung in einem breiteren Spektrum an zeitgenössischen Körper- und Selbstverhältnissen sollte man im Hinterkopf behalten, wenn im Folgenden die Produktion von Körpern und ihre Ausstattung mit speziellen Fähigkeiten untersucht werden. Soweit bisher ersichtlich lässt sich im Hinblick auf die Historizität der aus Kampftechniken, Körper- und Gewaltwissen, speziellen Körpern, Bedrohungsszenarien und Sicherheitsstrategien zusammengesetzten Selbstverteidigungstechniken auf die 1960er Jahre ein Umbruch datieren. Diese Hypothese macht es jedenfalls einfacher, die Unterschiede und Verschiebungen zwischen der Jiu-Jitsu-Selbstverteidigung der 1920er bis 1950er Jahre und den in den 1970er Jahren verbreiteten Verteidigungstechniken herauszuarbeiten.

a) Dass Jiu Jitsu um 1900 in Deutschland als »waffenlose Selbstverteidigung« eingeführt, gelehrt und geübt wurde, bevor sich mit dem Judo eine versportlichte Variante durchsetzte, ist oben bereits angemerkt worden. Die in den 1920er und 1930er Jahren erschienene und teilweise in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg neu herausgegebene Übungsliteratur für Jiu Jitsu als Selbstverteidigung kombinierte meist mindestens zwei Elemente: ein bestimmtes technisches Wissen über den Körper und die Wirksamkeit der einzelnen Techniken auf der einen Seite und mehr oder weniger konkrete Überlegungen bezüglich möglicher Bedrohungssituationen im Alltag auf der anderen.

Das Jiu-Jitsu-Körperwissen, das im Verlauf von Übungen in Fleisch und Blut übergehen sollte, war eher ein »Wissen vom Körper« (seinen Möglichkeiten, Grenzen und Einsetzbarkeiten) als ein »Wissen des Körpers«⁵⁷ oder anders gesagt: im Jiu Jitsu der ersten Phase fehlte die Vorstellung von einer relativ selbstständigen *agency* des ausgebildeten Körpers noch nahezu vollständig. Der Körper des »Jiu Jitsu-Mannes« wurde vielmehr im Verlauf des Trainings zu einem gefühllosen, schmerzempfindlichen Ding. Jiu Jitsu galt den Protagonisten als ein Mittel zur

56 Vgl. Martin Lengwiler/Jeannette Madarász, Präventionsgeschichte als Kulturgeschichte der Gesundheitspolitik, in: dies. (Hg.), Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik, Bielefeld 2010, S. 11-28; in soziologischer Hinsicht instruktiv: Ulrich Bröckling, Vorbeugen ist besser... Zur Soziologie der Prävention, in: Behemoth. A Journal on Civilisation 1 (2008), S. 38-48; Thomas Lemke, Dispositive der Unsicherheit im Neoliberalismus, in: Widersprüche 24 (2004), S. 89-98.

57 Zu dieser Unterscheidung s. Reiner Keller/Michael Meuser, Wissen des Körpers – Wissen vom Körper. Körper- und wissenssoziologische Erkundungen, in: dies. (Hg.), Körperwissen, Wiesbaden 2011, S. 9-27.

»Stählung und Entwicklung des Körpers«⁵⁸, zur »ausgezeichneten Körperstählung«⁵⁹, eine Vorstellung, die an die Herstellung einer schmiedeeisernen Rüstung oder eben eines Stahlpanzers erinnert. Zwei Aspekte dieses technischen Körperwissens verdienen besondere Aufmerksamkeit.

Wie die eingangs zitierte Bezeichnung der Handkante als »unsichtbare und zumeist unterschätzte Waffe«⁶⁰ nahelegt, konzentrierte sich das Jiu Jitsu auf einen Körperteil⁶¹ ganz besonders – auf die Hand. Schläge mit der Handkante galten als »die schärfste Waffe«⁶², als »die größte und wirksamste Waffe«⁶³, als die »gefährlichste Waffe«⁶⁴, die dem Jiu-Jitsu-Kämpfer zur Verfügung stand. Damit die Handkante diese Aufgabe erfüllen konnte, musste »auf ihre Ausbildung eine ganz besondere Sorgfalt verwendet werden«.⁶⁵ Diese Ausbildung bestand im Wesentlichen darin, sie »zu härten«⁶⁶, bzw. in ihrer »Abhärtung«⁶⁷ und »Stählung«⁶⁸. Um dies zu erreichen, wurden zwei in einem spezifischen Punkt voneinander abweichende Trainingsmöglichkeiten vorgeschlagen. Die erste Empfehlung lautete: »Man schlägt zuerst mit den Handkanten beider Hände gleichmäßig auf eine Holzunterlage (Tisch), und zwar so, dass die kleinen Finger mit der Handkante eine Linie bilden«.⁶⁹ Da jedoch »der kleine Finger ... in der ersten Zeit besonders empfindlich« war, gab es eine zweite Möglichkeit: zuerst »schlage man, Daumen nach oben, mit der ganzen Kante, d.h. vom Handgelenk bis zur Spitze des kleinen Fingers auf die Muskeln der Oberschenkel« und erst dann »auf eine harte Unterlage, z.B. Tisch«⁷⁰. Im Übrigen galt, und diese Einschränkung ist hier wichtig, dass »das Schlagen zur Abhärtung der Handkante ... der Gefährlichkeit wegen nicht am Körper des Übungspartners vorgenommen werden [darf], der schließlich dazu weder da ist, noch sich dies auf Dauer gefallen ließe. Man erprobe vielmehr die Schläge zunächst am eigenen Körper. Hierzu eignet sich der Oberschenkel an der Stelle, auf die

58 Rahn, Die unsichtbare Waffe, S. 11.

59 Vary, Jui Jitsu, S. 11.

60 Ebd., S. 15.

61 Zur Zerlegung des Körpers in Teile zur effektiven Bearbeitung s. Maren Möhring, Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur, Köln 2004, S. 94-95.

62 Mägerlein, Jiu-Jitsu, S. 78.

63 Rahn, Die unsichtbare Waffe, S. 108.

64 Ebd., S. 108; Mägerlein, Jiu-Jitsu, S. 78.

65 Stephan, Körperkultur, S. 15.

66 Ebd.; Mägerlein, Jiu-Jitsu, S. 78; Strube, Jiu Jitsu, S. 632; Bach, Verteidige Dich selbst, S. 28;

67 Knorn, Das japanische Jiu-Jitsu, S. 16.

68 Bach, Verteidige Dich selbst, S. 20.

69 Rahn, Die unsichtbare Waffe, S. 108.

70 Stephan, Körperkultur, S. 15.

der Schumacher die Stiefel zwecks Nagelung auflegt«.71 Diese Übung, so Stephan, sei unablässig zu wiederholen. Die Handkante »ist bei jeder Gelegenheit ... zu härten«, insbesondere auch »in nur kurzen Arbeitspausen«72. »Erst derjenige, der auf der Tischkante nichts mehr spürt, hat eine harte guttrainierte Handkante«.73

Einige Anleitungen holten zur Erläuterung der Wirksamkeit des Handkantenschlags etwas weiter aus und verglichen ihn mit dem Faustschlag des Boxers. Hier kam Wissen aus der Physik ins Spiel. Dass ein Handkantenschlag »schmerzhafter« sei als ein Faustschlag, sei »nicht nur praktisch erwiesen, sondern auch theoretisch ganz logisch. Je geringer nämlich die Berührungsflächen zweier sich treffender Körper sind, desto heftiger ist die Wirkung«.74 Die geballte Faust sei nach der auftreffenden Seite »drei bis sechs Mal so dick« wie die Außenkante der geöffneten Hand und treffe daher nicht nur die Stelle, die sie treffen solle, sondern verteile sich auf die unmittelbare Umgebung.75 Der Schlag sollte aus dem Ellenbogen geführt werden, der Oberarm, so Dauhrer, habe »dabei fast gar nichts zu tun. Er bringt dadurch, dass wir ihn je nach Höhe des Zieles etwas heben oder senken, den Unterarm lediglich in die Richtung der Schläge«.76 Die auf diese Weise zu einem stählernen, vom Rest des Körpers relativ unabhängigen Ding gewordene Handkante hatte wiederum Ähnlichkeit mit Hieb- und Stichwaffen: »Der Jiu Jitsu-Kämpfer ficht mit der Handkante ähnlich wie der Soldat mit dem Säbel«,77 merkte Knorn an, während Vary die Schlagwirkung der Handkante mit der eines Beils verglich: »Mit dem dünnen, scharfen Ende kann man den stärksten Baum fällen, mit dem dickeren und schwereren oberen Ende kann man aber nichts ausrichten.«78

Der zweite Aspekt des technischen Körperwissens bezog sich auf die Schmerzproduktion. Stets wurde in den Ausbildungsanleitungen gewarnt: »Kräftig ausgeführte Schläge gegen bestimmte Körperstellen ha-

71 Knorn, Das japanische Jiu-Jitsu, S. 16.

72 Stephan, Körperkultur, S. 15.

73 Bach, Verteidige Dich selbst, S. 20.

74 Vary, Jui Jitsu, S. 18.

75 Ebd.

76 Dauhrer, Der waffenlose Nahkampf, S. 52.

77 Knorn, Das japanische Jiu-Jitsu, S. 16. Hier zeigt sich eine gleichsam metaphorische Zwischenstufe der Entwicklung, die Thomas Lindenberger in der Ablösung »harter« Formen der Polizierung mit dem Säbel hin zu vorgeblich »sanfteren« Formen mittels Kampfsporttechniken nachgezeichnet hat – ders., Vom Säbelhieb zum sanften Weg? Lektüren physischer Gewalt zwischen Bürgern und Polizisten im 20. Jahrhundert, in: WerkstattGeschichte 35 (2003), S. 7-22.

78 Vary, Jui Jitsu, S. 18. Eine Kombination aus Axtmetapher und der Biegsamkeit des Kirschbäumchens benutzte Hasemeier zur Erläuterung der Schlagwirkung der Handkante – vgl. ders., Die moderne Selbstverteidigung, S. 15.

ben tödliche (sic!) Wirkung!«⁷⁹ Generell griffen sie für die Beschreibung der Wirksamkeit einzelner Jiu-Jitsu-Techniken auf eine besonders drastische Gewaltsemantik zurück. So sagte der Arzt Ludwig Bach aus Königswinter im Verlauf seiner Jiu-Jitsu-Radiovorträge im Jahr 1928 etwa: »Gefährlicher und schmerzhafter [als der Handkantenschlag gegen den Hals, M.S.] ist aber das Verdrehen von Gliedmaßen, das Brechen gewisser Gelenke und Knochen. Erschrecken Sie bitte nicht, daß wir etwas derartiges überhaupt hier besprechen, dass wir es besprechen müssen, wie man ganz bewusst einem anderen Menschen die Knochen bricht«.⁸⁰

Mithin ging das Körperwissen an dieser Stelle in ein spezielles Gewaltwissen über. »Zur wirksamen Selbstverteidigung ist die Kenntnis des anatomischen Aufbaus des menschlichen Körpers von besonderer Bedeutung«⁸¹, erläuterte im Jahr 1954 etwa der eingangs zitierte Polizeikommissar Hasemeier. Die Anleitungen enthielten Schaubilder, auf denen die besonders empfindlichen Stellen markiert waren: »Schläfenbein, Nasenwurzel, Oberlippe, Hinterkopf, Genick, Kehlkopf, Hals, Schlagadern, Herz und Nieren«.⁸² Diese Zeichnungen können auch als Landkarten gelesen werden. Sie übersetzten Körperoberfläche in die zweidimensionale Karte eines Schlachtfelds, auf dem die verzeichneten Angriffsziele mit dem zu verteidigenden Hinterland allerdings in eins fielen. In Hasemeiers Broschüre waren in einem Abschnitt zu »Grundbegriffen der Anatomie« gleich vier gezeichnete Schaubilder abgedruckt: das »menschliche Skelett«, zwei Karten der »empfindlichen Stellen des Körpers« in Vorder- und Rückansicht sowie eine Ansicht der Wirbelsäule. Einzelne Punkte oder Regionen waren auf den Zeichnungen mit Zahlen versehen, die auf Knochen oder eben empfindliche Stellen verwiesen, die in der Legende genannt wurden. Hasemeier führte auf der Vorderseite des Körpers 18 und auf der Rückseite 11, insgesamt also 29 »empfindliche Stellen« auf. Doch das anatomische Wissen bezog sich nicht nur auf die Körperoberfläche und das Knochengestüt, sondern auch auf den »Blutkreislauf«, das »Kapillarnetz« und das Herz als »Druckpumpe«: »Ein schnelles außer Gefecht setzen des Angreifers besteht darin, seinen Blutkreislauf zu unterbrechen«.⁸³

Auf der einen Seite sollte der Körper durch Jiu Jitsu »durchgearbeitet«, »ertüchtigt« und »gestählt« werden, während ihm auf der anderen Seite »Geschmeidigkeit«, »Spannkraft« und »Schnelligkeit« abverlangt wurden – der Handkantenschlag etwa sollte, das erklärten die Anleitun-

79 Mägerlein, Jiu-Jitsu, S. 78.

80 Bach, Verteidige Dich selbst, S. 11.

81 Hasemeier, Die moderne Selbstverteidigung, S. 9.

82 Mägerlein, Jiu-Jitsu, S. 78.

83 Hasemeier, Die moderne Selbstverteidigung, S. 14.

gen übereinstimmend, »kurz und federnd«⁸⁴ ausgeführt werden. Das ist jedoch nur auf den ersten Blick ein Widerspruch. Die meisten Anleitungen benutzten das mythische Gleichnis des sich unter einer Schneelast biegenden Kirschbäumchens, um das »Jiu-Jitsu-Prinzip Siegen durch Nachgeben« zu erklären,⁸⁵ und griffen auf »physikalische Hebelgesetze« zurück, um die Wirkweise des Jiu Jitsu näher zu erläutern.⁸⁶ Allerdings ging es im Jiu Jitsu nicht darum, das übende Subjekt mit einer Körperlichkeit auszustatten, die es ihm erlaubt hätte, als dieser Körper relativ selbständig handlungsfähig zu werden. Im Gegenteil, der Körper des Jiu-Jitsu-Mannes befand sich vollständig in seiner Gewalt: »Auf jeden Fall ist Jiu-Jitsu eine ausgezeichnete Waffe, welche man immer bei sich haben kann«.⁸⁷

Eingebettet war diese Transformation des Körpers in einen Panzer und der Handkante in eine Waffe durch Jiu Jitsu in mehr oder weniger konkrete Überlegungen bezüglich der Bedrohungslage im Alltag.⁸⁸ Welche Szenarien jeweils beschrieben wurden, hing nicht zuletzt vom adressierten Publikum ab.⁸⁹ Für die breite Öffentlichkeit wurden in den 1920er und 1930er Jahren zwei unterschiedliche und dennoch miteinander zusammenhängende Gefahren kultiviert: auf der einen Seite der ›Verfall des Volkskörpers‹, auf der anderen Seite konnte der Alltag selbst zur Gefahr werden. So baute etwa Mägerlein das Jiu Jitsu in den ‚Kampf ums Dasein‘ ein: »Das Leben ist ein Reich des immerwährenden Kampfes, nie das eines ewigen Friedens. Bestehen bleibt in diesem Kampfe nur das Gesunde und Starke. Das ist ein erstes, dem Leben zutiefst innewohnendes Gesetz«.⁹⁰ Die Presse spielte für die Plausibilisierung der

84 Stephan, Körperkultur, S. 15; Mägerlein, Jiu-Jitsu, S. 78; Diwischek, Jiu Jitsu, S. 7; Knorn, Das japanische Jiu-Jitsu, S. 16; Rahn, Die unsichtbare Waffe, S. 108.

85 Strube, Jiu Jitsu, S. 630.

86 Mägerlein, Jiu-Jitsu, S. 78.

87 Diwischek, Jiu Jitsu, S. 7.

88 Im Folgenden orientiere ich mich an Michel Foucaults Überlegungen zu den antiken »Technologien des Selbst«. Als richtige, »zugleich offene und auf einen Zweck gerichtete Vorbereitung«, so Foucault, habe in der antiken Askese diejenige gegolten, die auf zukünftige Ereignisse gerichtet sei. Es genüge die Einübung »einiger elementarer Bewegungen, die gleichzeitig allgemein und wirksam genug sind, um an alle Umstände angepasst werden zu können, denen man begegnen kann, und auf die man in solchen Umständen zurückgreifen kann.« Der Asket der griechischen Antike sei folglich ein »Athlet des Ereignisses« – s. Michel Foucault, *L'herméneutique du soi*, Paris 2001, S. 306-307 (eigene Übersetzung).

89 Vgl. etwa die Anpassungen der Jiu Jitsu-Griffe, die Arno Kleinke im Hinblick auf ihre Anwendung in der Strafvollzugsanstalt vornahm: ders., Einführung in die Judo-Selbstverteidigung im Strafvollzug, in: Zeitschrift für Strafvollzug 14 (1965), Nr. 2, S. 67-113.

90 Mägerlein, Jiu-Jitsu, S. 3.

Selbstverteidigung eine wichtige Rolle: »Sehen wir heute in eine Zeitung und lesen die vielen Verbrechen und Morde, überkommt uns ein gewisses Gruseln, und oft stellt sich spontan auch der Gedanke ein, was hättest du wohl in einer ähnlichen Situation getan, wie hättest du dich gewehrt oder verteidigt.«⁹¹ Selbst Polizisten, die stets zu den eifrigsten Popularisierern der Selbstverteidigung gehörten, konnten nicht umhin festzustellen: »Daß nicht immer im gleichen Moment ein Hüter der Ordnung zur Stelle ist.... Es wird selten einem Gewalttäter einfallen, vor den Augen eines Polizisten einen anderen Menschen anzugreifen. Er wird sich zu seiner Handlung gewiß einen Platz aussuchen, wo er weiß, dass Hilfe zu spät kommen wird.«⁹² Neben der Kneipe und der Begegnung mit Betrunknen⁹³ waren »Anrempelungen«⁹⁴ in Menschenmassen Orte, die in solche Bedrohungsszenarien eingebaut wurden.

Einen Schritt weiter als die meisten Ratgeber der Zwischenkriegszeit ging Werner Wolfram. Unter der Überschrift »Wie wappnet man sich gegen verbrecherische Überfälle?« gab er über die konkreten Übungsanleitungen hinausgehende Verhaltensrichtlinien. Der Jiu-Jitsu-Schüler müsse sich »über die verschiedenen Arten des Angriffs klar sein« und sich »vergegenwärtigen, wo, wann und wie ein Überfall stattfinden« könne: »Niemand, ob Mann oder Frau, kann behaupten, in seinem Leben vor Überfällen sicher zu sein.«⁹⁵ Diese könnten prinzipiell »überall« stattfinden: »In der Wohnung, im Flur, auf der Straße, auf einsamen Wegen im Freien, ebenso wieder im Menschengewühl, bei Straßenaufläufen, in Gasthäusern, Banken usw.«. Gelegenheiten für Überfälle, so Werner weiter, entstünden hauptsächlich auf zweierlei Art: »Entweder durch Anrempeln mit einem darauf folgenden raschen aber wohlüberlegten Frontangriff oder aus dem Hinterhalt... Diese Art dürfte zweifellos die gefährlichere sein und die höchsten Anforderungen an die Geistesgegenwart des Überfallenen stellen«⁹⁶. Unter dem Stichpunkt »Wappnungspunkte« hielt er die LeserInnen dazu an: »Halte die Augen offen und gehe nicht träumend deiner Wege während der Nachtstunden und in schwach belebten Gegenden! Denn Wachsein und Geistesgegenwart gehen Hand in Hand. (...) Der Wille zum Kampf muß derart gesteigert sein, dass nervöse Erregung überhaupt gar nicht erst aufkommen,

91 Bach, *Verteidige Dich selbst*, S. 2; vgl. auch Diwischek, *Jiu Jitsu*, S. 15.

92 Diwischek, *Jiu Jitsu*, S. 15; Strube, *Jiu Jitsu*, S. 631.

93 Bach, *Verteidige Dich selbst*, S. 5.

94 Werner, *Die Waffe Jiu Jitsu*, S. 98.

95 Ebd., S. 97.

96 Ebd., S. 97.

sondern blitzschnell der Angriff erfasst und der richtige Abwehrgriff sofort angewandt werden kann«. ⁹⁷

Diese Ausführungen mündeten in eine Erläuterung, die sich im Hinblick auf die übrigen Jiu-Jitsu-Anleitungen dieser Zeit verallgemeinern lässt: »Sofort mit deiner ersten Bewegung zur Verteidigung wächst nämlich das Gefühl der Sicherheit für deine eigene Person. Hierin liegt auch der Schlüssel zum Sieg«. ⁹⁸ So sehr die Übungen auf alle möglichen Angriffe aus allen Richtungen vorbereiteten – »es gibt für jede bestimmte Situation eine gewisse Anzahl von Griffen« ⁹⁹ – waren sich die »Jiu-Jitsu« mehr oder weniger darin einig, dass bereits die Tatsache, dass man überhaupt übte, das Sicherheitsgefühl verstärkte. »[U]nbedingte Sicherheit gegenüber jedem Angreifer und das dadurch gesteigerte Selbstvertrauen ... sind es, die die Erlernung des Jiu-Jitsu vorteilhaft« ¹⁰⁰ erscheinen lassen; »[b]esonders die Übungen zur Ausbildung des Geistes, die Übungen also, die Konzentration, schnelles Erfassen irgendeiner Lage, schnelles, blitzschnelles Denken und Handeln verlangen, stärken das Selbstbewusstsein in selten gekannter Art« ¹⁰¹; »[e]in Einhalten der notwendigen Leibesübungen und Trainingsbedingungen im besonderen, in Verbindung mit dem Beherrschen der Jiu Jitsu-Griffe, gibt die Gewähr, einem wirklichen Gegner im Ernstfalle mit dem Bewusstsein der Sicherheit entgentreten zu können.« ¹⁰²

b) Der in den 1960er Jahren in Westdeutschland einsetzenden Diversifizierung der »asiatischen Kampfkünste« entsprach unter dem Gesichtspunkt der Selbstverteidigung eine Spezialisierung und Neukategorisierung einzelner Körpertechniken. Während etwa beim Judo Wurftechniken dominierten, legte das Aikido besonderen Wert auf Schwungtechniken, während Karate, Taekwondo und Kung Fu (bzw. Ving Tsun) mit Schlag- und Tritt-Techniken arbeiteten. Das setzte jeweils unterschiedliche Haltungen und Bewegungsführungen der einzelnen Glieder voraus, ihre entsprechende Schulung und eines dann auf bestimmte Weise zusammen funktionierenden Körpers voraus. Einige der Verschiebungen, die mit der Zunahme der ab den 1960er Jahren verfügbaren Techniken einhergingen, können am Beispiel des vom *Deutschen Judo-Bund* konzipierten Jujutsu erläutert werden.

Formal erinnerte die Körperproduktion dieser aus einzelnen Techniken des Judo, Jiu Jitsu, Aikido und Karate zusammengesetzten Selbstver-

97 Ebd., S. 97-98.

98 Ebd., 98.

99 Diwischek, Jiu Jitsu, S. 7.

100 Ebd., S. 15.

101 Strube, Jiu Jitsu, S. 633.

102 Knorn, Das japanische Jiu-Jitsu, S. 3.

teidigungstechnik durchaus noch entfernt an das Jiu Jitsu der Zwischenkriegszeit. Das Jujutsu-Programm enthielt eine nun »Konditionstraining« genannte »Zweckgymnastik«, empfahl ein »Härtetraining am Schlagpfosten« und formulierte Anleitungen zum »Schocken«; es beinhaltete wie die Jiu-Jitsu-Broschüren eine detaillierte Landkarte mit empfindlichen Körperstellen, eine juristische Abhandlung über Notwehr und eine Verhaltensrichtlinie für den »Ernstfall«. Insbesondere das Härtetraining am Schlagpfosten, das »Kräftigen der Gliedmaßen, das Abhärten der auftreffenden Flächen« wurde jedoch nicht mit der Herstellung einer Waffe verbunden, sondern galten nun als »notwendig, um sie im Training nicht unnötig zu verletzen«.¹⁰³ Aber schon mit den Verhaltensrichtlinien für den Ernstfall, die eine Form des autosuggestiven Trainings nahelegten, um die »Angst und Unsicherheit«¹⁰⁴ in den Griff zu bekommen, hörten die Gemeinsamkeiten auf.

Der erste Unterschied zwischen Jiu Jitsu und Jujutsu bestand darin, dass das neue System nicht von der Vielfalt der Angriffsmöglichkeiten ausging, also nicht von der bedrohlichen Umwelt, sondern von den Selbstverteidigungstechniken selbst.¹⁰⁵ Die neue Technik verzichtete auf die Kultivierung allgegenwärtiger Gefahr, auf Bedrohungsszenarios und ihre Umsetzung in der Übungssituation – gerade das war in der Auseinandersetzung mit dem Jiu Jitsu 1963 ein Hauptkritikpunkt: für die »Antipathie am ‚Griffe-Kloppen‘« machte Helmut Velte unter anderem das »Fehlen der Notwendigkeit, sich immer und überall bedroht zu fühlen und verteidigen zu müssen verantwortlich«.¹⁰⁶ Der zweite Unterschied bestand in einer veränderten Konzeption des herzustellenden Körpers. »Jede Verteidigungstechnik ist gegen mehrere Angriffsarten anwendbar und beständig zu üben mit dem Ziele, *die Bewegungsabläufe zu automatischen Reflexen (sog. Automatismen) im Unterbewusstsein* zu entwickeln«.¹⁰⁷ Und weiter: »Automatische Reflexe werden nur durch fortwährendes Üben mit der Zeit erreicht. Die ganze Selbstverteidigung ist von solchen automatischen Reflexen abhängig. Nicht mehr bewusst denken und handeln, sondern unbewußt richtig reagieren«.¹⁰⁸ Jujutsu stattete den Körper im Trainingsprozess mit speziellen Selbstführungs-

103 Franz Josef Gresch/Werner Heim, Ju-Jutsu. Grundtechniken – Moderne Selbstverteidigung 1, Niedernhausen/Ts. 1971, S. 124.

104 Ebd., S. 144.

105 Ebd., S. 10.

106 Red., Wird das westliche Judo mit Jujitsu verglichen?, in: Judo 3 (1963) 6, S. 3-4, hier S. 4.

107 Gresch/ Heim, Ju-Jutsu, S. 10 (Herv. M.S.).

108 Ebd., S. 31.

fähigkeiten, mit *agency* aus: Im Ernstfall sollte der in Jujutsu ausgebildete Körper selbständig richtig handeln können.

Der entscheidende Unterschied gegenüber dem Jiu Jitsu knüpfte an diesem veränderten Körperkonzept an, ist jedoch eher auf der Ebene der Rationalität des gesamten »Verteidigungssystems« anzusiedeln: beim Jujutsu handelte es sich um eine Kopplung von »Budo-Philosophie« und Kybernetik.¹⁰⁹ »Neue Erkenntnisquellen«, führten Gresch und Heim, die Begründer des Jujutsu, aus,

»sind die Elektronengehirne und Rechenautomaten mit ihren ‚zielsuchenden‘ Mechanismen. Hieraus ziehen die Psychologen den Rückschluss, dass der Mensch zwar keine Maschine ist, aber eine Maschine in sich hat und sich ihrer bedient. Dieser Mechanismus ist das Unterbewusstsein, eine aus Gehirn und Nervensystem bestehende ‚zielsuchende Programmsteuerung‘, die wir mit unserem Bewusstsein betätigen und lenken. (...) Wie jede programmgesteuerte Maschine macht es [das Unterbewusstsein, MS] von den im Gedächtnis gespeicherten Informationen Gebrauch und verarbeitet die Angaben, mit denen wir es beschicken. Über das Gehirn beeinflusst das Unterbewusste z.B. die Funktionen aller unserer Organe entscheidend.«¹¹⁰

Die Semantik erinnert hier nur noch vorn fern an die »moralische Selbststeuerung«¹¹¹ des Jiu Jitsu, daran, dass »Jiu Jitsu nicht nur eine Körper-, sondern in hohem Maße eine Geisteswaffe« sei und »das Gehirn ... hier einen großen Teil der Arbeit leisten [muß]«. ¹¹² Vielmehr dachten Heim und Gresch das Verhältnis von Körper und Selbst im Jujutsu radikal neu als systemisch gekoppelte Ganzheit. Aus genau diesem Grund konnte der Umweltbezug der Selbstverteidigungstechniken auf mögliche Angriffe und der Entwurf konkreter Gefahrenlagen entfallen: im »Ernstfall« steuerte sich der Jujutsu-Körper selbst und er tat dies auf der Grundlage seiner eigenen, somatisierten Handlungsprogramme.

Die Bedrohungsszenarien, die sich seit den 1960er und vor allem in den 1970er Jahren im Rahmen des Selbstverteidigungsdiskurses entwickelten, weisen Schnittmengen mit denjenigen der Jiu Jitsu-Programme auf, aber auch entscheidende Unterschiede. Die Publikums-Zeitschrift *Er. Das Herrenmagazin* druckte 1972 unter dem Titel »Der Griff zur Sicherheit« einen Selbstverteidigungskurs und kommentierte: »Als die Menschen noch keine Atombomben hatten, waren sie bessere Verteidi-

109 Zur Konjunktur der Kybernetik in den 1960er und 1970er Jahren s. die Beiträge in Michael Hagner/Erich Hörl (Hg.), *Die Transformation des Humanen. Beiträge zur Kulturgeschichte der Kybernetik*, Frankfurt/M. 2008 sowie zur Übersetzungsgeschichte kybernetischer Konzepte Andrew Pickering, *The Cybernetic Brain: Sketches of Another Future*, Chicago 2010.

110 Gresch/Heim, *Ju-Jutsu*, S. 147/148.

111 Rahn, *Die unsichtbare Waffe*, S. 12.

112 Ebd., S. 12.

gungskünstler. Karate ist nichts weiter als eine Erinnerung an diese Zeit«. ¹¹³ Ganz offensichtlich machte die Atombombe mit ihrem Vernichtungspotential im Kalten Krieg als Drohkulisse einen deutlichen Unterschied in der Art und Weise aus, wie Selbstverteidigungstechniken für den Alltag plausibel gemacht werden konnten. Gegenüber der nuklearen Postmoderne muteten waffenlose Verteidigungstechniken wie Karate geradezu archaisch an, wie der Artikel mit einem Hinweis auf die »Neandertaler« unterstrich. Dennoch druckte die Fachzeitschrift *Judo* bisweilen Artikel aus der Tagespresse nach, in denen auf den erhöhten Bedarf an Selbstverteidigungskursen hingewiesen wurde. ¹¹⁴ Durchgehend sind in den 1960er Jahren Rubriken und einzelne Artikel zu finden, die verschiedene Selbstverteidigungssysteme vorstellten, das jeweilige Für und Wider diskutierten und damit an einem in den 1970er Jahren expandierenden, vielfältigen Diskurs über Risiken und Sicherheitsstrategien teilhatten. ¹¹⁵ Zunehmend rückten dabei um 1970 zwei Komplexe in den Vordergrund:

Auf der einen Seite fokussierte die Selbstverteidigung immer stärker Frauen und Mädchen. Für die Spezialisten der Selbstverteidigung im DJB waren die speziell an Frauen adressierten Kurse ein Experimentierfeld in mehrfacher Hinsicht: sie boten zunächst überhaupt die Möglichkeit, im Rahmen des DJB nachdrücklich über Selbstverteidigung nachzudenken; zweitens fanden um 1970 auch neue Formen der Vermittlung in der Zeitschrift *Judo* ein Forum. Werner Heim konnte 1971 schließlich doch einen »realistisch« illustrierten Selbstverteidigungskurs publizieren, in dem eine Frau im Minirock sich gegen einen Mann im Anzug vor Parkkulisse verteidigte und so auf eine bestimmte Gefahrenlage Bezug nahm; ¹¹⁶ drittens bot dieser gesamte an Frauen adressierte Selbstverteidigungsdiskurs die Möglichkeit, die zutiefst gegenderte Virilisierungsstrategie der Kampfkünste neu zu formulieren. Wie das unter anderem aussah, zeigte sich etwa in einem Bericht über eine Tagung der Kriminalämter der Bundesländer, die im Mai 1971 in Flensburg zum Thema »Verhalten bei Notzuchtdelikten« stattgefunden hatte: »Die von der Bundesgruppe [Jujutsu, MS] gewählte Alternative zwischen ‚lieber fünf Minuten vergewaltigt als ein Leben lang tot‘ und ‚Verteidige Dich in

113 Der Griff zur Sicherheit, in: Er. Das Herrenmagazin 4/1971, S. 76-79.

114 Wiesbadener Kurier: Wehrlose Frauen sollen sich wehren können, in: *Judo* 11 (1971), H. 5, S. 3.

115 Vgl. aus der Fülle der inzwischen erschienenen Literatur: Nils Zurawski, Sicherheitsdiskurse: Angst, Kontrolle und Sicherheit in einer »gefährlichen« Welt, Frankfurt/M. 2007; mit Blick auf Selbstverteidigung, s. Daniela Klimke, Wach- & Schließgesellschaft Deutschland: Sicherheitsmentalitäten der Spätmoderne, Wiesbaden 2008.

116 Werner Heim, Selbstverteidigung für Frauen, in: *Judo* 11 (1971), H. 5, S. 22-23.

jedem Fall' fand bei den Polizeisachverständigen ... große Beachtung und allgemeine Zustimmung.« Damit war die Wahl zwischen den folgenden zwei Alternativen gemeint: »Wenn ein aggressiver Angriff erfolgt, ist in jedem Fall die gezielte und gekonnte Selbstverteidigung besser als planlose Gegenwehr. Darum ist die Empfehlung richtig: Erlern die Selbstverteidigung!« und: »Eine Frau sollte erkennen lernen, ob Widerstand im Extremfall noch sinnvoll ist oder lebensgefährliche Folgen haben kann. Die reelle Einschätzung der Lage gehört zum Bestandteil einer sinnvollen Selbstverteidigung«. ¹¹⁷

Mit der Zunahme in den 1970er Jahren der durch die »Eastern-Filme« bekannt gemachten und in Westdeutschland praktizierten Kampftechniken rückte andererseits die Effizienz der einzelnen »Systeme« und »Stile« im Ernstfall der Selbstverteidigung immer stärker in den Mittelpunkt. Die Zeitschrift *Karate-Revue* organisierte 1979 in Paris mit mehreren führenden französischen Budo-Experten (Karate und Aikido) sowie dem Leibwächter des französischen Rockstars Johnny Halliday eine Diskussion über »Karate als Selbstverteidigungsmittel«. Im Grunde, so der Tenor, seien die meisten Systeme aufgrund ihrer Versportlichung untauglich. Der Jiu-Jitsu-Spezialist Luc Poras brachte das bündig auf den Punkt: »Sowie eine Kampfkunst in ein System gepresst wird, wird sie zum Sport. Sowie sie zum Sport wird, gibt es Schläge, die laut Definition nicht mehr ausgeführt werden können, da sie zu gefährlich sind. (...) Das Problem scheint mir unlösbar«. ¹¹⁸ Genau deshalb hatte die Redaktion Sacha Rhoul, Halliday's Leibwächter eingeladen: sie ging davon aus, dass er »fast täglich mit der rauen Wirklichkeit auf der Straße konfrontiert« sei. Und seine Lösung war bestechend einfach:

»Die Schwierigkeit liegt für einen Karateka oft darin, dass er nicht weiß, was ein Schlag ist. Wenn man noch nie einen Faustschlag ins Gesicht gekriegt hat, weiß man eben nicht, was das ist. Die Schläger aber wissen das und haben keine Angst. Bei gleicher Erfahrung in Schlägereien ist ein Karateka mit seiner Technik allerdings überlegen. Aber eben nur bei gleicher Erfahrung.« ¹¹⁹

Den zweiten Punkt, auf den sich die Diskussionsrunde einigen konnte, formulierte der Karateka Valera, indem er sich implizit auf die Budo-Persönlichkeitsbildung bezog: »Karate ist bei Leuten wirksam, die selbst

117 Kriminalämter der Bundesländer raten: „Selbstverteidigung für Frauen und Mädchen“, in: *Judo* 11 (1971), H. 6, S. 5.

118 Ist Karate ein wirksames Verteidigungsmittel? Gespräch mit Hiroo Mochizuki, André Nocquet, Jean-Paul Coché, Dominique Valéra, Luc Poras und Sacha Rhoul, in: *Karate-Revue* 4 (1979), H. 5, S. 60-62, hier S. 61.

119 Ebd., S. 61f.

wirksam sind«. ¹²⁰ Den Hintergrund für dieses Gespräch über die Wirksamkeit im Ernstfall bildete nicht zufällig die Kontroverse über das *Full-contact*-Karate, bei dem die Sportler auch im Wettkampf Körpertreffer landeten, anstatt sie nur vorzutäuschen. Sie füllte 1979-1981 die Leserbriefspalten der *Karate-Revue*. ¹²¹ Anfang 1979 erschien hier ein Artikel, der sich ebenfalls mit Karate als Selbstverteidigung beschäftigte. ¹²² Die Argumente Für und Wider den Vollkontakt, die Vergleiche mit dem Boxen und die Abgrenzung gegenüber Gewalt – all das nahm unter schrillen und aufgeregten Vorzeichen eine Diskussion wieder auf, die in den 1920er und 1930er Jahren zwischen Jiu-Jitsu-Vertretern, Boxern und Ringern geführt worden war.

Dass sich diese Diskussionen dennoch eher sportnah bewegten, zeigt ein abschließender Blick auf das »Anti-Terror-Kampfsystem« (ATK), das von Horst Weiland an der *Budo-Akademie-Europa* (Wilhelmshaven) seit 1965 entwickelt wurde. Ein Artikel, der 1981 in der *Karate-Revue* erschien, stellte das ATK als »ein zweckgebundenes, radikales und direktes Selbstverteidigungssystem« vor, das »auf schockierenden Schlägen und Tritten im direkten Angriff in Verbindung mit den Reißtechniken, insbesondere durch gleichzeitigen Druck auf das Nervensystem« basierte. ¹²³ In ihren schwarzen Kampfanzügen erinnerten die ATKler an Ninjas, aber »der Anti-Terrorkampf ist keine Vervollkommnung der Budo-Praktiken, er hat nichts mit den üblichen Budo-Sportarten zu tun, sondern ist in sich selbst nach der Naturmethode aufgebaut«. Das ATK stellte also auf jene realistische »Härte« der Gewalterfahrung ab, über die im Jahr 1979 in Paris diskutiert wurde. Und dennoch kamen auch die Protagonisten des ATK nicht umhin, die Beherrschbarkeit des so aufgebauten Gewaltpotentials zu betonen: »Ein Anti-Terror-Kämpfer wird in der Akademie nicht zum Dschungelkrieger oder gar Schläger erzogen, sondern zur Fairneß, Ritterlichkeit und Härte, um wirklich gewappnet zu sein«. ¹²⁴

120 Ebd., S. 61.

121 Hans Jürg Günther, Leserbrief: Fullcontact!!! Karate?, in: *Karate-Revue* 4 (1979), H. 4, S. 58; W. Seeholzer, Leserbrief: Fullcontact Karate, in: *Karate-Revue* 4 (1979), H. 3, S. 58f; Anonym, Leserbrief: Überlegungen zum Artikel „Karate und die Selbstverteidigung“, in: *Karate-Revue* 4 (1979), H. 3, S. 60; Lothar Gründing, Leserbrief: Betr. Heft 1/1979, Artikel „Karate und die Selbstverteidigung“, in: *Karate-Revue* 4 (1979), H. 3, S. 60f; Manfred Cecior, Leserbrief: Betr. Reale Selbstverteidigung, in: *Karate-Revue* 6 (1981), H. 1, S. 50.

122 Heinz Hollitschke, Karate und die Selbstverteidigung, in: *Karate-Revue* 4 (1979), H. 1, S. 46-47.

123 Was ist eigentlich ATK?, in: *Karate-Revue* 6 (1981), H. 8, S. 27-29.

124 Ebd., S. 28.

Aus Platzgründen hat sich die Argumentation zur Körperperformance zwischen Bewaffnung und Gesundheitsförderung auf jene Techniken beschränkt, die auf »japanische Traditionen« zurückgeführt wurden. Insbesondere die Vielfalt der ab den 1970er Jahren in Westdeutschland mit verschiedenen Kung Fu-Versionen verbreiteten Körperformen, Bewegungsführungen und Trainingslehren kann hier nur gestreift werden.¹²⁵ Gerade in diesem expandierenden Abschnitt des Feldes zeichnet sich jedoch eine Entwicklung ab, die mit der Verknüpfung von Judo und »Budo-Philosophie« bzw. Jujutsu und Kybernetik angedeutet wurde. Michael Minick zufolge, dessen 1974 in den USA erschienene Einführung 1977 übersetzt wurde, »brauchte der Westen« Kung Fu, um dem körperlichen Verfall entgegenzuwirken.¹²⁶ Minick verstand Kung Fu als eine der »höchstentwickelten Formen heilgymnastischer Übungen, die sich der Mensch je ausgedacht hat«¹²⁷ und diskutierte sie vor dem Hintergrund der in den USA einsetzenden Fitnessbewegung.¹²⁸ Auf ähnliche Weise verstand der Frankfurter Philosoph Rudolf zur Lippe 1978 die Aikido-Partnerübungen als einen »der Wege, auf denen wir als Individuen die bewusste Übung der körperlichen Bewegungen mit einer Klärung der geistigen verbinden können« und der »Einsichten in die Formen, in denen Leben lebt, in denen das geistig bewusste menschliche Leben leben kann und in denen wir Menschen den richtigen Umgang miteinander und mit der Natur erlernen können« eröffne.¹²⁹ In diesem Kontext wurde auf die »Zen-Traditionen des Fernen Ostens«¹³⁰ Bezug genommen. Manfred Pabst, ein Pionier des Kung Fu in Westdeutschland, erläuterte mit Blick auf Kung Fu, »daß es ein Ziel der [Shaolin-]Mönche war, eine Körperschule – eine Art in Bewegungsaktionen umgesetzte Meditations-Übung – zu entwickeln, die von der lebendigen Kraft der Unmittelbarkeit und der inneren, vitalen Automatik bestimmt wurde«.¹³¹ Auch in diesem Fall ging es darum, »die Körperglieder zu natürlichen Waffen aus[zubilden]«, aber »und das ist das Entscheidende, orientierte man sich an den Bewegungsformen verschiedener Tiere, also gerade an solchen, die gekennzeichnet sind durch spezialisierte, automatische Bewe-

125 Vgl. zu den Körperkonzepten ausführlicher Hintelmann, *Fernöstliche Kampfkunst*.

126 Michael Minick, *Kung Fu. Die berühmte chinesische Kampfschule – ein Fitnesstraining für Körper, Geist und Seele*, München 1977, S. 49-57.

127 Ebd., S. 7.

128 Ebd., S. 57-63.

129 Rudolf von zur Lippe, *Am eigenen Leibe – zur Ökonomie des Lebens*, Frankfurt a. M. 1983, S. 83.

130 Ebd., S. 83.

131 Manfred Pabst, *Kung Fu. Theorie und Praxis klassischer und moderner Stile*, Wiesbaden 1976, S. 22.

gungsweisen«. ¹³² Diese Hinweise müssen hier genügen, um den Kontext der 1970er und 1980er Jahre zu markieren, vor dessen Hintergrund sich die Ambivalenz der Selbstverteidigungstechniken – zwischen Gewaltvorbereitung und Lebensschutzethik – entfaltete. ¹³³

3. Zusammenfassung und Ausblick

In diesem Beitrag habe ich argumentiert, dass die organisatorische Entwicklung und Ausdifferenzierung der sogenannten »fernöstlichen Kampfkünste« in (West-)Deutschland zwischen 1920 und 1980 nachhaltig von der Kontroverse über die Natur dieser Kampftechniken geprägt worden ist. Die Unterscheidung zwischen Gewalt und Sport und die daran anschließenden Grenzziehungen trugen zur Entstehung einer dualen Struktur bei. Auf der einen Seite setzte sich Judo als Freizeit- und Wettkampfsport und als pädagogische Strategie zur Zähmung und Umwandlung in der Gesellschaft vorhandener Gewaltpotentiale durch. Zugleich entstand jedoch auf der anderen Seite eine breitgefächerte Szene an privaten Ausbildungsinstituten, an denen auch »harte« Selbstverteidigung zur Vorbereitung auf Gewalt im Alltag gelernt werden konnte. Diese Argumentation bezog sich auf die von Akteuren im Feld produzierten Diskurse und wird zukünftig durch die Einbeziehung der Fremdbeschreibungen des Feldes und der Kampftechniken ergänzt und gegebenenfalls korrigiert werden müssen. Klar scheint jedoch nach dem Überblick über die als Selbstverteidigung trainierten Techniken, die ihnen zugrundeliegenden Körperkonzepte und Zwecksetzungen in der Körperbildung, dass sich die Praxis der »asiatischen Kampfkünste« in (West-)Deutschland nicht einfach nach Sport und Gewalt sortieren und entsprechend kategorisieren lässt. Die Macht der Sportmetaphorik kann nicht zuletzt darin gesehen werden, dass selbst den Techniken zur Umwandlung der Handkante in eine Waffe – trotz des mitgeführten Gewaltwissens – noch gesundheitsfördernde Aspekte zugeschrieben werden konnten. Der diachrone körpergeschichtliche Vergleich zwischen den Jiu Jitsu und dem als »europäische Komposition« beworbenen Jujutsu zeigt schließlich, dass die vermittels dieser Techniken produzier-

132 Ebd.

133 Es macht deshalb wenig Sinn, dem Kampfsport generell die Förderung aggressiven Verhaltens zu unterstellen, wie Colin Goldner dies Ende der 1980er Jahre tat, s. ders., *Fernöstliche Kampfkunst*, S. 11/12. Goldner stellte seiner These eine Diskussion der sozial- und verhaltenspsychologischen Aggressionstheorien voran, S. 12-34. Vgl. die Analyse ganz ähnlicher Konstellationen im Boxen: Loïc Wacquant, *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*, Konstanz 2003.

ten Körper völlig unterschiedliche Körperkonzepte somatisierten: während im Jiu Jitsu aus der Handkante ein unempfindliches Ding wurde, eine unsichtbare Waffe, die ihr Träger beherrschte, immer mit sich führte und für deren Einsatz er übte, verlegte sich das Jujutsu auf der Basis von Budo-Philosophie und Kybernetik auf die Herstellung eines Abwehrautomaten, der im akuten Bedrohungsfall selbstbezüglich handeln können sollte, indem er ein somatisiertes Handlungsprogramm abrief. Auch wenn das Thema sicher weiterer Forschung bedarf, dürfte doch zumindest ein Punkt klar geworden sein: Diese Gewalt-Körper haben eine Geschichte.

Marcel Streng, Kontakt: marcel.streng (at) googlemail.com. Historiker, Doktorarbeit an der Universität Bielefeld zum Thema »Subsistenzpolitik. Die Ordnung des Brot- und Fleischmarktes in Frankreich (1846-1914)«; Forschungsinteressen: Gewaltgeschichte, Körpergeschichte des Hungerns, Geschichte des Strafvollzugs in der BRD, Politik- und Wirtschaftsgeschichte Frankreichs im 19. Jahrhundert. Veröffentlichungen: „Abrechnungen unter Nordafrikanern?“ Algerische Migranten im Alltag der französischen Gesellschaft während des Algerienkriegs (1954-1962), in: WerkstattGeschichte 35 (2003), S. 57-80; »Sozialtherapie ist eine Therapie, die sozial macht«. Therapeutisierungsprozesse im westdeutschen Strafvollzug der langen 1970er Jahre, in: Sabine Maasen/Pascal Eitler/Jens Elberfeld/Maik Tändler (Hg.), Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ‚langen‘ Siebzigern, Bielefeld 2011, S. 263-290; »Vie chère«, Violent Protest, and Visions of Protection. The »Vie chère«-Controversy on the Eve of WWI in France (1905-1914), in: Willibald Steinmetz/Ingrid Gilcher-Holtey/Heinz-Gerhard Haupt (Hg.), Writing Political History Today, Frankfurt a.M. 2013, S. 317-348.